

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Sloterdijk, Peter
Zeilen und Tage

Notizen 2008–2011

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42342-4

SV

Peter Sloterdijk
Zeilen und Tage

Notizen 2008-2011

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42342-4

Inhalt

Vorbemerkung	7
------------------------	---

Erstes Buch *Spuren ins Posthumien*

Heft 100	
8. Mai 2008 – 21. September 2008	13
Heft 101	
21. September 2008 – 11. Februar 2009	79
Heft 102	
11. Februar 2009 – 30. April 2009	121
Heft 103	
1. Mai 2009 – 28. Juli 2009	184
Heft 104	
30. Juli 2009 – 9. November 2009	247
Heft 105	
10. November 2009 – 27. Februar 2012	311

Zweites Buch *Aus der besten Welt*

Heft 106	
28. Februar 2012 – 31. Mai 2010	357
Heft 107	
1. Juni 2010 – 26. August 2010	412

Heft 108

27. August 2010 – 21. November 2010 464

Heft 109

22. November 2010 – 26. Januar 2011 511

Heft 110/111

26. Januar 2011 – 8. Mai 2011 568

Vorbemerkung

Es war an einem etwas hohlen Sonntag im Dezember 2011, als der Verfasser der hier präsentierten Notizhefte mit der Abschrift von einigen seiner Aufzeichnungen aus jüngerer Zeit begann. Diesem Augenblick waren Besuche beim Deutschen Literatur-Archiv in Marbach und Gespräche mit dem Lektor seines Verlages in Berlin vorangegangen, die ihn in die gleiche Richtung drängten: Aus beiden Gegenden war zu hören, es sei bizarr, wenn auch faszinierend, daß ein Autor seit vierzig Jahren nahezu täglich etwas in seine Hefte kritzelt und danach nie wieder darauf zurückkommt. Ob diese Sorglosigkeit nicht etwas fahrlässig sei? Müßte man sich um diese Notizen nicht besser kümmern?

Immerhin: Der Verfasser hatte die Hefte aufbewahrt, obschon ohne konkrete Idee, wie sie zu verwenden seien. Seit langem war ihm zumute gewesen, auf jedem dieser Hefte befände sich unsichtbar der Aufdruck: »Für später«. Ohne voneinander zu wissen, waren Ulrich Raulff und Raimund Fellingner sich einig, es müßte von jetzt an heißen: »Für demnächst«.

An besagtem Sonntag nahm der Autor ein Heft aus dem Regal, es trug die Nummer 104. Mit einer solchen Zahl sollte man nicht anfangen, das schien evident. Er ging vier Hefte zurück, blätterte im Band 100 hin und her, fand manches merkwürdig, manches amüsan, manches belanglos, manches peinlich. Probeweise fing er mit einer Transkription der ersten Seiten an. Schnell wurde ihm klar, er würde für eine Weile beschäftigt sein. Er entschied sich dafür, vom Merkwürdigen und vom Amüsanten mehr zu übernehmen als vom Peinlichen, das Belanglose auf sich beruhen zu lassen. Allerdings war er sich nicht sicher, ob er nicht ständig die Kategorien durcheinanderbrachte. Die Ergebnisse der möglichen und wirklichen Verwechslungen hat man auf den folgenden Seiten vor sich.

Die vorliegenden Notizen decken einen Zeitraum von drei Jahren ab. Da sie der Chronologie folgen, laufen sie schlicht am Gängelband der Chronistenehrlichkeit, geringfügige Umstellungen abgerechnet. Das Ausgelassene überwiegt das Beibehaltene etwa im Verhältnis drei zu eins. Da es sich um Aufzeichnungen aus der jüngeren Vergangenheit handelt, profitierte der Autor davon, daß ein gut Teil des Dargestellten noch im Gedächtnis lebendig war. Einzelne Notizen wurden bei der Abschrift erweitert und pointiert. Eine Haftung für stetige wortgenaue Abschriften aus den Vorlagen wird ausgeschlossen, die Echtheit des Stoffs aus vielen Tagen und Zeilen ist garantiert.

Angemerkt sei, daß in dem Berichtszeitraum vier Buchpublikationen des Autors erschienen, deren Entstehungsspuren in den Notizen hier und dort erkennbar sind, am deutlichsten in bezug auf das in den ersten Heften häufiger erwähnte Buch: *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*, 2009. Von der Erarbeitung der übrigen Schriften *Scheintod im Denken. Über Philosophie und Wissenschaft als Übung*, 2010, *Die nehmende Hand und die gebende Seite. Beiträge zu einer Debatte über die demokratische Neubegründung von Steuern*, 2010, *Streß und Freiheit*, 2011, sind nur blasse Reflexe in die Aufzeichnungen eingegangen.

Hinsichtlich ihrer Gattungszugehörigkeit sind die folgenden Seiten nicht leicht zu klassifizieren. In formaler Sicht sind sie dem Genre der Cahiers verwandt, wie Paul Valéry sie praktizierte, sie meiden jedoch die nachträgliche Sortierung der Eintragungen nach Themengruppen, durch die Valérys Hefte bei all ihrem Glanz zuweilen den Charakter einer zeremoniellen und repetitiven Ideensammlung annehmen. Auch handelt es sich um keine Tagebücher im gewöhnlichen Sinn, geschweige denn um intime Journale oder carnets secrets. Ebenso wenig treffen Begriffe wie »Denk-Tagebuch« oder »Arbeitsjournal« zu. Vielleicht kann man sich darauf einigen, sie als datierte Notizen zu betrachten – ein bisher wenig belegtes Genre. Daß in ihnen Valérys Idee der intellektuellen Komödie aufgenommen wird, ist nicht zu leugnen.

Die Aufzeichnungen gliedern sich in zwei »Bücher«, die unter vorsichtig programmatische Titel gestellt sind – »Titel«, die diesen Namen nicht wirklich verdienen, da sie bloß unmerkliche Tendenzen andeuten.

Das erste Buch heißt »Spuren ins Posthumien« – wobei das offensichtlich seltsame Wort »Posthumien« wie ein paläontologischer Epochenbegriff gelesen werden sollte, Ausdrücken wie »Moustérien«, »Aurignacien« oder »Magdalénien« vergleichbar. Er will zum Ausdruck bringen, was nicht mehr ganz jungen Menschen gelegentlich durch den Kopf geht: daß die eigene Endlichkeit nicht alles ist.¹

Das zweite Buch erinnert mit seinem fast ebenso bizarren Titel »Aus der besten Welt« an das Leibnizsche Theorem, wonach die real existierende Welt – unter der Prämisse ihres Hervorgehens aus einem Ursprung, der nicht besser sein könnte – mit unumgänglicher Notwendigkeit als die beste aller möglichen Welten zu begreifen sei. Er wurde alles in allem ohne Ironie gewählt, obwohl er der Satire unfreiwillig nahekommt. Der Autor ist der Meinung, es gehe letztlich darum, die Leibnizsche Sicht der Dinge wie eine sich selbst wahrmachende Übertreibung zu unterstützen, ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen, daß der Denker seit seiner Verspottung durch Voltaire und seinesgleichen oft als der Idiot der philosophischen Familie belächelt wird.

Der erwähnte Versuch des Autors, Peinliches und Belangloses in seinen Notizen auszulassen, stieß an eine prinzipielle Grenze, wenn Sätze oder Abschnitte wiederzugeben waren, in denen das Pronomen »ich« vorkommt. Tatsächlich gibt es in allem, was folgt, kaum eine Stelle, an der der Autor die Peinlichkeit des Ich-Sagens nicht mehr oder weniger deutlich verspürt. Er sieht ein, daß er diese Verlegenheit nicht nur aus grammatischen Gründen in Kauf nehmen mußte, sondern auch weil es zum Merkmal

¹ Der Ausdruck kommt gleich am Anfang des Hefts 100 in einer Notiz unter dem 15. Mai 2008 vor.

von »datierten Notizen« gehört, den Standortvorteil »Ich« geltend zu machen. Ob dieser nicht durch entsprechende Nachteile überwogen wird, kann hier unentschieden bleiben. Die Leser, die befürchten, man müsse sich jetzt auf eine Serie analoger Bücher des Autors gefaßt machen, mögen zur Kenntnis nehmen, daß ihre Sorge unbegründet ist. Weitere Editionen von Notizbüchern sind nicht vorgesehen.

Erstes Buch

Spuren ins Posthumien

Heft 100

8. Mai 2008 – 21. September 2008

8. Mai, Karlsruhe

Das intellektuelle Überleben in dieser Stadt hängt zu wesentlichen Teilen von den Tischgesprächen mit den Freunden ab. Fehlt auch nur einer über längere Zeit, spürt man den Entzug.

Boris berichtet gerade von einer jungen Russin, Dacha Jukowa, die als die amtierende Geliebte von Roman Abramowitsch gilt, dem russischen Mogul von Chelsea. Er lernte sie kürzlich in London kennen, als sie am Rande eines von ihm gegebenen Seminars seinen Rat suchte: Sie interessiere sich neuerdings, eigentlich aber immer schon, für Kunst und möchte sich besser »orientieren«; zu diesem Zweck habe sie sich einen Privatjet gekauft. Der werde sie, so ihre Annahme, der Kunst näher bringen, die unglücklicherweise so weit verstreut ist.

Man kann sich die Haltung von Boris in einem solchen Gespräch gut vorstellen. Er verzeiht der jungen Schönheit, daß sie bei der Wahl zwischen Geld und Geist die plausible Entscheidung getroffen hat. Er stellt es der Dame anheim, ihren Fehler eines Tages zu revidieren, und da sie heute auf ihn, den Philosophen, zukam, sieht er sie auf einem guten Weg.

Erneut rezitiert Bazon Brock während eines Treffens im Rektorat sein Doppel-Theorem: Lerne zu leiden, ohne zu klagen – und: lerne zu klagen, ohne zu leiden! Welche von den beiden Maximen er gerade befolgt, ist nicht ganz leicht zu entscheiden: Überwiegend lamentierend schien sein Bericht über einen Vorfall im Hause Burda in München vor drei Monaten: Damals habe Maria Furtwängler ihm zwei Minuten Redezeit für einen

Geburtstagstoast auf ihren Gatten eingeräumt und sich dadurch den Unwillen unseres Karlsruher Emeritus Hans Belting zugezogen, denn dieser hatte darauf bestanden, Bazon, für ihn seit langem ein rotes Tuch, dürfe in seiner Gegenwart auf keinen Fall das Wort ergreifen, schon gar nicht unmittelbar vor ihm. Ehe mir klar wurde, ob Bazon nicht doch auf normale Weise gleichzeitig klagt und leidet, war er schon bei seinem nächsten Thema: Er führt einen a priori verlorenen und insofern erhabenen Kampf um die Ehrenrettung des Limbus bzw. der Vorhölle – deren leichtfertige Abschaffung durch den amtierenden Papst er befiehlt. Wofür man die Vorhölle weiterhin so dringend braucht, war seinen Ausführungen nicht auf der Stelle zu entnehmen.

Post kommt von der Universität Warwick: man möchte die Kosten für die Übersetzung meiner Rede (*Kultur ist eine Ordensregel* – über Wittgensteins Sprachspiele als Formen des übenden Lebens) von dem (winzigen) Honorar des Gastes abziehen – und bittet um dessen Zustimmung. Solche Briefe kann man nur von Universitäten bekommen; Privatleute würden sich bemühen, ihre Mittellosigkeit vor Gästen zu verbergen. Die staatlichen Einrichtungen tragen ihre Blöße vor sich her und machen aus der Kümmerlichkeit einen aktenkundigen Zustand.

Nach Mitternacht auf arte ein Film über Benny Lévy, einen der Gründer der Gauche prolétarienne, der sich nach den Ereignissen des Mai 68 unter dem Einfluß von Levinas vom politischen Engagement lossagte, um sich ganz der »Zeitlosigkeit« des geistigen Studiums zu widmen – Plato und Talmud. Starb im Jahr 2000 in Jerusalem, enger Freund von Alain Finkielkraut und Bernard-Henry Lévy, trotz starker Gegensätze zu beiden. Der Film hatte eine unleugbare spirituelle Schwingung, als wollte er sagen: Jude ist jemand, der das Jüdischsein täglich übt. Was die Amateure für Glauben halten, ist aus der Sicht der Eingeweihten nichts anderes als das Ergebnis des ständigen Exerzitiums.

Von den Rheintöchtern ein Lebenszeichen vom Grund des Stroms. Im Traum, war es gestern oder vorgestern? schaue ich an mir hinunter; bemerke eine gewisse Überfunktion, begleitet von einer heftigen Genugtuung über das nackte Daß.

Lege für das Seminar morgen Fotokopien aus Augustinus und Levinas bereit.

9. Mai, Karlsruhe

Der ethische Primat des Morgens: dann entscheiden wir, ob wir das Programm wiederaufnehmen.

Das wäre der Moment, den Streik gegen den Tag auszurufen, gegen die Termine, gegen die Idee der Verpflichtung, ja, gegen den Beruf überhaupt. Bloß weil die Sonne schon scheint, wenn du wach wirst, mußt du nicht gleich in die *vita activa* losrennen. Bleib liegen, verzichte auch auf den Vorwand einer Krankheit. Es käme einfach darauf an, die Leinen zu kappen ...

In dem gestrigen Film auf arte sah man einen Ausschnitt aus einer Rede von Levinas in Paris vor jüdischem Publikum. Darin hieß es einigermaßen pathetisch, Denken entstehe aus der Beziehung zwischen der Schrift und dem Kommentar, nicht aus der Reflexion über sich selbst. Die antiphilosophische Pointe war nicht zu überhören, ebensowenig ein Element von Bigotterie.

Was bleibt von dem schönen Plan zum Widerstand gegen die Pflicht? Vormittags von zehn bis eins das Seminar über die Ethik von Levinas, bis an die Grenze der Erschöpfung und darüber hinaus. Kraftfordernde Gespräche mit Yana und Kollegen folgen. Im Büro brauchen die Sekretärin und ich weitere Stunden, um dreißig, vierzig Vorgänge abzuwickeln, Briefe, Mails, Anfragen, hausinterne Entscheidungen, Einladungsabsagen. Auf

einem solchen Posten kann ohne Abstumpfung nur überleben, wer für einen Vorgang im Durchschnitt nicht mehr als zwei, drei Minuten benötigt, obschon man jeden einzelnen zu einer Affaire von einer Stunde und manchen zu einem Tagesthema aufblasen könnte, bei einer Fehlerquote unter zwei Prozent.

Abends eine halbe Stunde auf dem Gartenstuhl in der späten Sonne. Was mir guttut, tue ich nicht, was mir schadet, tue ich.

Wer spricht von Heilung? Meistens genügt es, eine neue Sprache zu lernen – bis du in fließendem Therapeutisch über deine Beschwerden reden kannst.

10.-12. Mai, St. Blasien

Pfingsten im Südschwarzwald. Die abendlichen Wanderungen der Kühe am Waldrand oben in Althütte, stundenlang hin und her, scheinen automatische Vorgänge zu sein. Schaut man eine Weile zu, entsteht der Eindruck, die großen Tiere seien Suchende, die von ihrer Benommenheit durch die Grasfresserei loskommen wollen. Indem sie geduldig hintereinander hertrotten, folgen sie der Ahnung, irgendwo vor ihnen müsse es ins Offene gehen.

Höre einen faszinierenden Bericht von Pater Köster (in der Delp-Halle, die sonst als Sportstätte dient) über die jüngste Generalkongregation des Jesuitenordens in Rom und die Rituale, die bei der Wahl eines neuen Oberen einzuhalten sind. Die Entscheidung sei diesmal schon im 2. Wahlgang gefallen. Vor der Stimmabgabe mußte ein einstündiges Silentium gewahrt werden, damit jeder einzelne Wähler dem Heiligen Geist Gelegenheit böte, sein Votum zu lenken. Jede Art von »Wahlkampf« oder Propaganda für dieses Amt sei im Orden tabu. Es scheint, man arbeitet auf das Ideal der puren Medialität zu. Daß die traditionsgemäß als Selbstlosigkeit mißinterpretiert wird, steht auf einem anderen Blatt. Medien sind nicht selbstlos, sie verdienen mit an dem, was durch sie hindurchgeht, sei es subtil, sei es in hand-

festen Provisionen. Ungeeignet ist, wer sich selbst hörbar ins Gespräch bringt.

13. Mai, Paris

Abends im Innenhof des St. James & Albany, dem vormals etwas nobleren Hotel an der Rue de Rivoli, einem umgewidmeten klassizistischen Stadtschloß, an dem der selige Felix Krull, nachmals Graf de Venosta, seinen Aufstieg begann. Zuvor mit der Verlegerin im Benoît. Um in der fremden Stadt nicht wie ein Blatt im Wind zu sein, muß man immer dieselben Orte aufsuchen.

14. Mai, Paris

Zu Fuß über den Boulevard St. Germain für die obligate Tour durch die Buchhandlungen. Zuerst eine halbe Stunde bei L'écume des pages, dann zu La hune. Einige möglicherweise brauchbare Funde aufgetrieben, darunter ein neues kleineres Werk von Michel Serres über Schmutz und Eigentum, ebenso die lang vermißte Neuauflage von Bourseillers Buch über die Maoisten in Frankreich – ein Basisdokument zur Krankengeschichte der Generation nach 68.

Übernervöse Stunden am Nachmittag im Haus am Montmartre bei Maren, wo ich das Deplazierte solcher Reisen noch heftiger als sonst verspüre. Dieses falsche Hinausgehenmüssen in Augenblicken, in denen alles für den Rückzug spricht.

Der Abend war am Ende nichts als eine Variation über das Thema *salair de la peur* – oder: Wie man es fertigbringt, im schlechtesten Moment eine halbwegs erträgliche Figur zu machen.

Am Schluß unseres Auftritts in dem großen Hörsaal der Sciences Po ließ Bruno Latour Fragen aus dem Publikum in einem Hut einsammeln, um auszulosen, welche beantwortet würden. Aus der Menge der zusammengefalteten Papiere griff er je eines heraus und las die Frage vor. Die dritte Frage lautete: Seit wann ist

Ihr Friseur im Gefängnis? Ich hätte sagen sollen: Seit 1968, sieht man das nicht?

Zur selben Zeit war vorgesehen, daß Alain Finkielkraut, wie ich nachträglich erfahre, im selben Gebäude einen Vortrag über seine Sicht auf die Ereignisse vom Mai 1968 halten sollte – ein Thema, das von der Presse wegen des 40. Jahrestags stark ausgebeutet wird. Hier wie überall fressen die Jubiläen die Gegenwart auf. Ich erinnere mich, daß man während unserer Veranstaltung plötzlich Lärm auf den Korridoren gehört hatte. Später finde ich heraus, eine Gruppe von Studenten hatte Alain mit Sprechchören niedergebrüllt, so hartnäckig, daß er sein Referat nicht halten konnte. Trost bei solchen Zwischenfällen kommt aus dem Gedanken, daß jung sein heißt, viel Zeit haben, sich für die frühe Rechthaberei zu schämen (Sartre: Jugend, das Alter des Ressentiments). Ohne es zu wissen, trug ich zur Rehabilitation Finkielkrauts indirekt ein wenig bei, indem ich die neuen Protestierer im allgemeinen, die sich heute bemerkbar machen, nicht ganz ohne Sympathie als eine Gruppe von Frustrierten beschrieb, die es bedauern, die Göttin Geschichte nicht mehr persönlich kennengelernt zu haben.

Auch die Göttin ist tot, die für sinnvolle Zeitabläufe zuständig war. Wie der kosmische Kollege ist sie keines natürlichen Todes gestorben, sondern einem Attentat durch Geschichtsatheisten erlegen. Zu denen muß man Alain rechnen, da er wieder die Moral über die Geschichte stellt. Das verzeihen ihm die jungen Aktivisten nicht, die weiter gern im großen Drama leben möchten. Das anschließende Abendessen in einem traditionsreich-mittelmäßigen Restaurant, gleich neben den Gebäuden der Sciences Po, gab Gelegenheit, erneut ein paar Worte mit Gilles Kepel und François Jullien zu wechseln. Kepel schenkt mir sein jüngstes Buch: *Terreur et martyre. Relever le défi de civilisation*, vor wenigen Wochen bei Flammarion erschienen. Er mokiert sich über eine patriarchalische Redewendung aus dem Mund von Bruno Latour, der bei Tisch gesagt hatte: Ich verheirate dann und dann dort und dort meine Tochter – als ob das Heiraten eine Sache sei,

die vom Vater gesteuert wird. Bemerkenswert, daß einen Arabisten dieses römisch-vaterrechtliche Sprachspiel hellhörig macht. Seit Jahrzehnten habe er es nicht mehr gehört, meinte Kepel, daß ein Mann das Wort »verheiraten« als transitives Verbum gebraucht. Latour schaut ein wenig verstört drein – als wollte er sagen, es ist doch besser, die Tochter »pro-aktiv« aus der Hand zu geben, als sie von einem erigierten Angeber weggenommen zu bekommen. Kepel berichtet von vielversprechenden Debatten mit arabischen Intellektuellen auf Al Dschasira.

An solchen Tagen zitiert man bei sich alle zehn Minuten die Benn-Formel: jenseits von Sieg und Niederlage.

15. Mai, Karlsruhe

Experten rätseln noch, ob der Wirbelsturm dieser Tage im Sklavenstaat Birma, aus dem man kaum irgendwelche zuverlässigen Informationen erhält, 30000 oder 100000 Tote gefordert hat. Gleichzeitig schwere Erdbeben in China: mehrere Städte ausgelöscht. Hohe Zahlen an Todesopfern. Es ist die Erdgeschichte, die nicht zu Ende ist.

Individuen teilen die kosmischen Zeitalter anders ein als Geologen. Für uns beginnt alles mit der präexistentiellen Ewigkeit. In der geben wir den Dingen Zeit, sich zu entwickeln, damit etwas zu sehen ist, wenn wir kommen. Während wir noch nicht da sind, versinken die Farnwälder unter die Meere, und Reptilien lernen fliegen. Der opponierbare Daumen wird erfunden, dann stehen wir schon auf der Schwelle.

Auf die Epoche der ersten Ewigkeit folgt das Weltalter des Daseins: In dieser Zeit überzeugen wir uns vom Stand der Dinge. Wenn man anfangs meinte, man habe es mit einer stets identischen Natur zu tun, läßt später ein Eindruck von allgemeinem Gleiten sich nicht vermeiden. Zuletzt versteht man, der jetzige

Mensch ist nur eine Episode in den Geschichten der Gene, der Silben, der Grundrisse von Häusern.

Die Daseinsära geht zügig in die zweite Ewigkeit über, die man auch das Posthumien nennen könnte. In dieser Phase überlassen wir die Dinge wieder ihrem Lauf, nachdem uns die kurze Inspektion überzeugt hat, daß die Existenz und das übrige nicht wirklich zusammenpassen.

Das Konzept des *factum brutum* drückt aus, daß es den Denkenden nicht gelingt, eine bestimmte Tatsache – etwa das eigene Dasein und die Existenz der Welt überhaupt – aus einsichtigen Prinzipien abzuleiten. Dieser Skandal – Unableitbarkeit – wird im modernen Denken mit dem Wort Faktizität markiert. Es ist ein Lieblingswort von enttäuschten Systematikern. Früher konnte man das Unableitbare in dem altehrwürdigen, obschon – wie Spinoza und Fichte wußten – absurden Begriff »Schöpfung« verstecken. Das *brutum in facto* kommt in seiner ganzen Roheit ans Licht, wenn man den Schöpfungsbegriff fallengelassen hat. Etwas hiervon scheint Emil Lask in seiner Studie *Fichtes Idealismus und die Geschichte*, 1902, gesehen zu haben. Daher: »Was wirklich ist, ist gerade nicht vernünftig.«

Lese einige Seiten in Michel Serres' Buchs über Schmutz und Eigentum. Darin ist die Rede von pissenden Tigern, die ihr Terrain markieren, wobei ihr ätzender Urin wie eine Landesgrenze fungiert, und von Leuten, die in die Suppe spucken, um sie sich anzueignen – sprich, um sie für andere ungenießbar zu machen. Leider ist Serres' Hauptargument, die Gleichsetzung von eigen (*propre*) und schmutzig (*malpropre*), nicht mehr als ein überzogener Kalauer. Serres rivalisiert, ohne es zu wissen, mit Proudhon, der Eigentum mit Diebstahl gleichgesetzt hatte; jetzt soll Eigentum Schmutz sein. Die Beschmutzung, wie wir sie empirisch beobachten, ist aber das Gegenteil der Aneignung, sie führt zur Preisgabe einer Sache, zur Schaffung eines Niemandsubjekts. Viel plausibler ist das Gegenteil: Wo Eigentum